Wörter als Heimatsherolde.

Es gibt Wörter, die ihren „Paß“ gleichsam bei sich tragen, die mehr oder weniger deutlich auf ihren Ursprungsort hinweisen und so zu Herolden ihrer Heimat werden, ja dieser zu Ruhm und allgemeinem Bekanntwerden verholfen haben.

Da sind zunächst die Wörter, denen der Name ihres Herkunftsortes ohne jede Änderung beigelegt wurde. Wer wüßte z. B. was von dem französischen Kreisstädtchen Cognac an der Charente, wenn es nicht die Hauptniederlage für den beliebten, so viel nachgeahmten, trefflich schmeckenden Branntwein gleichen Namens wäre? Wer würde außerhalb Frankreichs das kleine Städtchen Tulle kennen, wenn nicht das dort hergestellte feine Gewebe „Tüll“ seinen Namen durch die ganze Welt getragen hätte? Ein anderes vielgenanntes Gewebe, die „Gaze“, trägt seinen Namen von der alten Philisterstadt Gaze, während der Chalcedon, jener gelbliche oder bläuliche, quarzartige Edelstein, einer unbedeutenden bithynischen Stadt gleichen Namens seine Bezeichnung verdankt. Bordeaux ist eine große Handelsstadt; allein der gleichnamige Wein hat ihren Namen selbst in Gegenden getragen, wo man von französischer Geographie nicht die leiseste Ahnung hat, ebenso wie der Xeres-Wein, bekannter unter dem Namen Sherry, dem Namen des spanischen Festungsortes die weiteste Verbreitung gegeben hat.

Viele Herkunftswörter enthalten den Namen ihrer Heimat mit geringen Veränderungen oder sind durch Anhängen einer Endsilbe an die Ortsbezeichnung entstanden. Dahin gehört z. B. das Korduanleder, das von der spanischen Stadt Kordova, die Fayence, die von Faenza bei Ravenna (als „Favenz“ in „Wilhelm Tell“ erwähnt), der Musselin, der von der Stadt Mosul am Tigris, die Korinthe, die von Korinth, der „Stadt der Wagen und Gesänge“, von der aus ihr Export in alle Welt erfolgt, den Namen hat. Das Pergament erinnert an das kleinasiatische Pergamon, wo es in Massen hergestellt wurde, das Kolophonium an die jonische Stadt Kolophon, die zu den sieben Ortschaften zählte, die sich die Ehre streitig machten, der Geburtsort Homers zu sein, und harzreiche Wälder in ihrer Umgebung hatte. Sardinen und Sardellen weisen auf Sardinien als ihre Heimat hin, die Bergamotte auf die italienische Stadt Bergamo, das Bajonett auf Bayonne, die Mayonnaise auf die Stadt Mahon auf Minorca, von deren Schwesterinsel Mallorca, früher Majorca genannt, die Majolika ihren Namen hat.

Von Magnesia trägt Magnet, von Tarent (italienisch Taranto) die Tarantel und in zweiter Linie die Tarantella, von dem pfälzischen Landau der vierstitzige Landauer, von Teschen das Teschinggewehr, eine leichte Zimmerflinte kleinen Kalibers, seinen Namen. Ammoniac stammt vom ägyptischen Tempelort Ammonium, Salmiak ist eine Zusammenziehung von sal ammoniacum, Salz von Ammonium. Nicht an die Stadt, sondern an das Land, aus dem sie stammen, gemahnen der Indigo (Indien), der Türkis, die Apfelsine, d. h. Apfel aus Sina (China), die Walnuß, d. i. wälsche Nuß, ferner die nach der Halsbinde der Krogten im 30jährigen Kriege benannte Krawatte, sowie die meisten Tänze, Polka, Mazurka, Rheinländer und Ländler (nach dem „Landl“ ob der Ems). Bei verschiedenen Wörtern ist der Herkunftsort gekürzt oder entstellt und deshalb nicht leicht herauszufinden. Daß „Kupfer“ das Erz von Kypros (Cypern), „Bronze“ eine Metallmischung aus Brundisium (italienisch Brindisi), „Damast“ (früher „Damask“) ein Stoff aus Damaskus ist, läßt sich schließlich noch enträtseln. Schwieriger ist es schon der „Bluse“ ihre Herkunft aus Pelusium, der „Schalotte“ ihre Heimat Askalon, der „Brigg“ (Abkürzung für Brigantine) ihren Ursprung von Betanzos anzusehen.

Daß der harte „Taler“ eigentlich „Joachimstaler“ heißt, weil er zuerst in der böhmischen Münzstätte Joachimsthal geprägt wurde, ist allgemein bekannt. Aber auch der weltbeherrschende Dollar ist nichts anderes als unser in englischer Mundart ausgesprochene Taler. Noch weniger läßt sich bei dem urdeutsch klingenden „Erz“ die Herkunft aus dem etruskischen Orte Arretium (italienisch Arezzo) erraten.

Lose Blätter

Eine seltsame Fischfangmethode. Es gibt bei den verschiedenen Völkern der Erde mancherlei seltsame Fischfangmethoden. In Japan werden Kormorane, die großen Stelzvögel, abgerichtet, um für die Menschen Fische zu fangen, in Venezuela werden die Fische betäubt, indem man eine stark narkotisch wirkende Pflanze getrocknet und zerpulvert ins Wasser streut, und in Bolivia vergiftet man das Wasser durch den Milchsaft einer Giftpflanze, worauf die betäubten Fische leicht mit der Hand gegriffen werden können. Eine besonders merkwürdige Art des Fischfangs kann man aber in Merito beobachten, wo man die Haifische dadurch tötet, daß man sie — ertränkt. Dieser Fischfang wird nur vom Schiff aus betrieben, da die stets hungrigen Haifische in der Regel die unzertrennlichen Begleiter aller fahrenden Schiffe sind, von deren Abfällen sie sich mit Vorliebe nähren. Der Haifisch wird zunächst mit der Angel gefangen, hierauf an festen Stricken bis nahe ans Schiff befördert und sodann etwas nach oben gezogen, wobei er unwillkürlich das Maul weit aufreißen muß. Sobald aber der Rachen ganz weit offen ist, wird der Fisch schnell wieder unter das Wasser getaucht, und auf diese Weise muß das Tier rettungslos ertrinken. Es gibt aber auch eine Fischgattung, die ertrinken muß, wenn man sie hindert, an die Oberfläche des Wassers zu kommen. Es sind die zu den Labyrinthfischen gehörenden sog. Kletterfische, die in den Süßwassern Ostindiens leben. Die Atemorgane dieser Fische sind nämlich so eingerichtet, daß der Fisch zum Atemholen an die Oberfläche des Wassers steigen muß. Die Atmung geht in der Weise vor sich, daß gewisse Muskeln so stark auf die Schwimmblase drücken, daß die Luft aus deren hinterem in den vorderen Teil gepreßt wird, worauf sie in die unmittelbar neben der Schwimmblase liegenden Labyrinthtaschen gelangt und von hier durch Kiemen ausgestoßen wird. Nun muß der Fisch an die Oberfläche steigen, wo sich, sobald er das Maul öffnet, die Füllung der Taschen oder der Schwimmblase mit frischer Luft vollzieht. Da diese Fische also nicht ausschließlich durch die Kiemen atmen, müssen sie, wenn sie aus irgend einem Grunde die Oberfläche ihres Gewässers nicht erreichen können, ertrinken.

Poesie-Album

Zu spät.

Sie haben dich fortgetragen,
Ich kann es dir nicht mehr sagen,
Wie oft ich bei Tag und Nacht —
Dein gedacht —
Dein und was ich dir angetan
Auf dunkler Lebensbahn.
Ich habe gezaudert, gesäumet,
Hab' immer von Frist geträumet:
Über den Hügel der Wind nun weht —
Es ist zu spät.

Friedrich Theodor Vischer.

Frauenleben.

Strafe für zankende Frauen. Der widerliche Zank unter Weibern ward als etwas höchst Verächtliches im Mittelalter nachdrücklichst bestraft. In dem Dortmunder Stadtrecht aus dem elften Jahrhundert findet sich darüber folgende sehr charakteristische Bestimmung: „Wenn zwei miteinander streiten, einander schlagen oder angreifen mit schimpflichen Worten, so sollen sie zwei Steine, die durch eine Kette aneinander hängen und zusammen einen Zentner wiegen, durch die Länge der Stadt auf dem gemeinen Wege tragen. Die eine soll zuerst sie tragen vom östlichen Tore nach dem westlichen, und die andere mit einem eisernen Stachel, der an einem Stock befestigt ist, sie treiben, wobei beide in ihren Jacken (in ihrer Haustracht, worin sie fast niemals ausgehen) gehen müssen. Alsdann soll die andere die Steine auf ihre Schultern nehmen und sie zum andern östlichen Tore zurücktragen, die erstere aber sie diesmal mit dem Stachel treiben.“

Koketterie. Eine kokette Frau ist das Entzückendste, ein koketter Mann das Abscheulichste, was man sehen kann. — Ohne Koketterie wäre auch das vollkommenste Weib nicht vollkommen. — Was ein Mensch ohne Seele, ist ein Weib ohne Koketterie. — Die Koketterie gehört zu dem Weibe, wie die Luft zu der Blume gehört. — Sobald das Weib aufhört, kokett zu sein, beginnt es aufzuhören, Weib zu sein. — Nehmt der Frau die Koketterie, und ihr nehmt ihr das halbe Leben.

Laßt uns lachen.

Vater: „Ich habe nie gelogen, als ich ein kleiner Knabe war.“ — Sohn: „Wann hast du denn angefangen, Papa?“

Professor: „Wie können Sie nachweisen, daß auf der Sonne auch Wasserstoff enthalten ist?“ — Kandidat: „Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort.“

„Wie finden Sie das Lustspiel, das ich mit einem Freunde zusammen geschrieben habe?“ — „Zwei Seelen und ein Gedanke.“

Arzt: „Frau Baronin, ich kann Ihnen nichts Besseres als Blutreinigungstee empfehlen.“ — Baronin: „Erlauben Sie, Herr Doktor, unser Blut ist seit Jahrhunderten rein geblieben.“

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 11. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rudiner.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

„Ach, Herr Hofer!“ sagte sie sichtlich erfreut. „Sie sind ja ein so seltener Gast bei uns geworden. Mein Mann wundert sich schon darüber und wollte Ihnen eine Postkarte schreiben. Wir brauchen wieder Ware.“

Hofer entschuldigte sich mit einer Überlast von Geschäften, erkundigte sich höflich, wie ihr der Theaterabend bekommen, und fragte scheinbar nur aus freundschaftlicher Neugierde, ob der Herr Gemahl denn nicht anwesend sei.

Nein, er war nicht anwesend. Es handelte sich um die Reparatur einer sehr kostbaren Wanduhr bei einem guten Kameraden, und da sei Kiesewetter ausnahmsweise am Tage von seiner Arbeit fortgegangen. Aber er müsse jeden Augenblick zurückkommen.

Sie bot Hofer einen Stuhl an, und er nahm Platz, um ein wenig zu warten.

Nun plauderten sie eine Weile von dem Theaterabend, der auf Frau Anni einen besonders tiefen Eindruck gemacht hatte, einen so tiefen, daß sie sich schon angelegentlich mit dem Plan für einen neuen Theaterbesuch beschäftigte.

Von dem Gespräch über das Theater aber gelangte sie unmerklich zu einem Gedanken, dem sie in folgender Frage Ausdruck gab:

„Sagen Sie mir doch, Herr Hofer, was machen Sie nur an den Abenden? Den ganzen Tag gehen Sie Ihrem Geschäft nach. Aber am Abend? Sie besuchen doch keine Kneipen, nicht wahr? Da gehen Sie wohl oft ins Theater?“

Frau Anni Kiesewetter kam immer wieder auf das Theater zurück. Aber die Frage, die sie stellte, brachte ihn doch in peinliche Verlegenheit. Sie berührte den wundesten Punkt in seiner Lebensweise. Die Abende, ja, die Abende! Wenn er den ganzen Tag von einem Laden zum andern lief, und mit seinen Kunden meist einen schweren Stand hatte, wenn er oft um geringen Verdienst Stunden verlieren und seine ganze Geduld, seine Überredungskunst, seinen ganzen Scharfsinn aufwenden mußte, um nicht völlig unverrichteter Dinge von dannen zu gehen, blieb ihm keine Zeit, sich mit seiner eigenen Person, mit seinen Schmerzen und seinen Sorgen zu beschäftigen. Aber wenn der Abend kam, wenn er in seinem stillen Zimmer einsam saß — — dann überfiel es ihn wie ein unbarmherziger Dämon und Abend für Abend wurde der Schmerz brennender bei dem Gedanken an seine Lage, an seine Verlassenheit, an den Verlust des einzigen, das ihm Trost und Hoffnung gab . . . Warum hatte ihn Else verlassen? Warum wich sie seinen Aufklärungen aus? Seine Liebe zu Else war eine brennende Wunde in seinem Herzen, und wenn er sich noch so sehr zwingen mochte, nicht an sie zu denken, so war dennoch sein einziger Gedanke immer nur Else, und nur sie allein, und für nichts anderes schien Raum in seinem Hirn vorhanden. Immer nur, was er auch tun mochte, ob er arbeitete oder las oder sich mit Plänen für die nächste Zeit beschäftigte, sah er ihr Gesicht, ihre dunkeln Augen, er sah ihre schlanke Gestalt, er hörte ihre Stimme, die in seinen Ohren so angenehm klang . . er sah nur sie und immer wieder sie, die ihn trotz ihres Versprechens nur durch die Täuschung eines dummen Zufalls verlassen, allein gelassen hatte in einer Zeit seelische Not, da ihn ihre Güte und ihre Liebe mehr als je gestützt hätte.

Auf die so naiv gestellte Frage von Frau Annie hatte Hofer zunächst keine Antwort. Es war ihm wie einem Menschen, dem eine schmerzhafte Wunde mit rauhem Griff angefaßt wird.

Frau Kiesewetter aber, die ihren Gedanken mit einem gewissen Eigensinn festhielt, ließ sich durch sein Schweigen nicht abschrecken.

„Na, also, Herr Hofer“, sagte sie, „wie amüsieren Sie sich denn am Abend?“

„Amüsieren?“ antwortete er mit resigniertem Gesicht — „dazu komme ich gar nicht. Ich sitze zu Haus.“

„Allein? Ganz allein?“ fragte sie, „das muß doch sehr langweilig sein.“

„Ich langweile mich gar nicht“, meinte er. „Ich arbeite, lese —“

„Ach, gehen Sie mir nur mit Ihrem Arbeiten und Lesen“, fiel sie ärgerlich ein. „Wenn mir das ein alter Herr sagt — ja, das will ich glauben. Aber ein junger, frischer Mann wie Sie, der doch etwas Lebenslust hat —“

Er sah sie mit einem melancholischen Lächeln an. Unmöglich konnte er doch der Frau Annie seine Liebesschmerzen schildern.

Aber die junge Frau deutete sein Lächeln anders.

„Ich weiß nicht“, sagte sie, „Sie lachen so sonderbar. Lachen Sie mich aus oder blasen Sie Trübsal? Sie sollten wirklich in heitere und angenehme Gesellschaft kommen. Eine junge Dame, eine Kundin und eine gute Bekannte von mir, hat Sie wiederholt gesehen und sich nach Ihnen erkundigt. Ich erzählte ihr von Ihnen, und ich glaube, daß sie sich für Sie interessiert.“

„Aber Frau Kiesewetter!“ sagte Hofer abwehrend.

„Nun, was ist denn dabei?“ meinte sie harmlos. „Die Dame ist recht hübsch, selbständig, hat auch Vermögen . . . und Sie stehen ja auch ganz allein da.“

Hofer war in großer Verlegenheit. Er konnte keine Worte finden, um die ihm angetragene Bekanntschaft abzulehnen.

Frau Annie aber befand sich bereits in gutem Fahrwasser. Sie hatte ein Ziel, das sie fest im Auge behielt und von dem sie sich sicher nicht abbringen ließ.

„Ich wollte ohnehin mit ihr an einem Abend zusammen sein“, plauderte sie. „In unserer kleinen Wohnung geht das ja leider nicht, und ich möchte auch nicht gleich einen feierlichen Abendbesuch machen. So könnten wir uns in einem Restaurant treffen. Wir haben es sogar schon bestimmt . . . in den „Deutschen Hallen“ gleich hier in der Nähe. Natürlich muß mein Mann mitkommen. Also kommen Sie auch, Herr Hofer; heute abend nach Geschäftsschluß —“

„Ich danke schön, Frau Kiesewetter, —“ sagte Hofer bestürzt, „aber —“

„Ich lasse kein Aber gelten, Herr Hofer", fiel ihm Frau Kiesewetter ins Wort. „Sie müssen kommen. Seien Sie nicht so . . . so . . . na, Sie kommen, das ist abgemacht. Kurz nach Geschäftsschluß sind wir alle da."

Und als wenn Frau Kiesewetter auf diesen Moment gewartet hätte, erschien jetzt seine breite Gestalt mit dem rotblonden Kopf in der Türe.

Es machte ihm offenbar Freude, Hofer in seinem Laden vorzufinden. Erst legte er eine große alte Bronzeuhr, die er unter dem Arme hatte, vorsichtig auf seinen Ladentisch. Dann streckte er Hofer die Hand entgegen und drückte ihm die seinige mit einer Wärme, wie man nur Menschen begrüßt, die man wirklich gern sieht.

Frau Annie aber wollte nicht warten.

„Du, Franz", sagte sie, „heut abend treffen wir uns mit Herrn Hofer und Frau Hartmann in den „Deutschen Hallen."

So?" fragte Kiesewetter mit etwas langem Gesicht. Er wäre lieber bei seiner Arbeit geblieben, und hätte am liebsten das Geld, das er im Wirtshaus ausgeben mußte, gespart.

„Ja, ich habe es eben mit Herrn Hofer besprochen", sagte sie mit jener Energie, die keinen Widerspruch zuläßt.

„Ihre Gattin wünscht es —" meinte Hofer mit einer verlegenen Unbeholfenheit in der Stimme, gleichsam um Hilfe nachsuchend.

„Na, wenn meine Annie sich etwas in den Kopf setzt —" sagte Kiesewetter mit der Nachgiebigkeit, die jeden Widerspruch aufgibt. Und plötzlich regte sich auch in ihm die reine Menschlichkeit, die eine Abwechselung willkommen heißt. Und so sagte er mit lachendem Gesicht: „Es ist eigentlich ein guter Gedanke von dir, Anniechen. Wir wollen auch mal an einem Abend zusammensein, Herr Hofer — mal irgendwo anders als im Geschäft!"

Nun aber war an eine Weigerung nicht mehr zu denken. Hofer sagte zu, und die beiden Männer begannen sofort vom Geschäft zu sprechen und verständigten sich außerordentlich leicht. Kiesewetter hatte das Bewußtsein, daß er ehrlich bedient wurde, und Hofer nahm mit einem gelinden Schrecken wahr, daß sein Kunde mehr zu brauchen begann, als er ihn eingeschätzt hatte. Wenn dieser junge strebsame Uhrmacher sein Geschäft in solcher Weise weiter betrieb, konnte bald der kritische Zeitpunkt eintreten, in dem Hofer als Grossist nicht mehr für ihn in Betracht kam. Für solche Kunden war jedes bedeutende Engrosgeschäft bereit, unter billigsten Bedingungen Waren zu liefern und weitgehenden Kredit einzuräumen.

Mit der Freude über einen größeren Geschäftsabschluß und doch mit Sorge, daß ihm diese Kundschaft bald zu groß werden würde, verließ Hofer den Laden. Aber sein Temperament und das leicht bewegliche Blut seiner jungen Jahre siegten nach und nach über die trüben Gedanken und auch über das Widerstreben, das er gegen eine Zusammenkunft mit einer fremden Person im Restaurant gehabt hatte.

„Einmal eine kleine Zerstreuung", sagte er sich, „vielleicht besser, als den ganzen Abend mit quälenden Gedanken verbringen . . ."

Es gibt im Leben Tage, in denen der Zufall versessen zu sein scheint, entweder alles, was uns kränken, schmerzen und ärgern könnte, in blinder Wut hintereinander auf uns wie einen Steinregen niederschlagen zu lassen, oder mit allem möglichen, was uns Freude macht, erwartet oder unerwartet zu überschütten, als wollte uns Göttin Fortuna mit ganz besonderer Freundlichkeit in ihren Schutz nehmen.

So erging es auch an diesem Tage Erich Hofer, als er seine sonst schwer zu behandelnden Kunden besuchte. Überall schien er mit Sehnsucht erwartet worden zu sein, überall fand er freundliche Aufnahme, und größer als jemals waren heute in allen Geschäften seine Abschlüsse. Würde es in dieser Weise fortgehen — dachte er mit der Hoffnungsfreudigkeit, mit der ein solcher Tag immer das Herz erfüllt —, so würde er sich bald als Großkaufmann niederlassen können und hätte es nicht mehr nötig, sich um die Zukunft Sorgen zu machen.

Ohne daß er sich dessen bewußt war, befand er sich in heiterer, angenehmerer Stimmung, als er am Abend sein Schritte wieder nach dem Osten lenkte und die „Deutschen Hallen" betrat.

Diese „Hallen" waren nun nicht besonders großartig. Es war ein mittelgroßes Restaurant mit Wänden, an denen der weiße Olanstrich Marmor vortäuschen und dünne schmucklose Säulchen das Hallenartige darstellen sollten.

An den größeren und kleineren Holztischen die mit rotbuntem Tischtuch gedeckt waren, über dem weiße Servietten lagen, saßen Herren und Damen, fast durchgehends dem mittleren Bürgerstand angehörend, gemütlich plaudernd vor ihren Biergläsern, mit jenem Ausdruck auf den Gesichtern, dem man das Behagen ansah, nach der Tagesarbeit ausruhen zu können und vergnügte Menschen um sich zu haben.

Hofer brauchte nicht lange zu suchen. Nachdem er einige Schritte im Lokal zurückgelegt hatte, sah er in einer Ecke an einem kleineren Tisch Herrn und Frau Kiesewetter sitzen und neben Frau Kiesewetter eine Dame, von der er im ersten Moment nichts als einen Hut mit unzähligen lebhaft roten Blumen wahrnahm.

Und nun erfolgte auch schon die Begrüßung und die Vorstellung, und Hofer erfuhr, daß die Dame Frau Erna Hartmann heiße.

Sie war wirklich recht hübsch, von etwas breiter, voller Gestalt, mit einem regelmäßigen, vollen Gesicht, hellblauen Augen und blondem Haar. Als Mädchen hatte sie wohl starken Reiz besessen; jetzt aber hatte ihre Erscheinung etwas Durchschnittliches und Reifes, was weder durch den Hut noch durch das rote Samtkleid verjüngt werden konnte. Die grellen Farben ihrer Toilette hoben vielmehr die Reife und die Durchschnittlichkeit noch stärker hervor.

Aber sie war lustig und guter Laune, wie eine Frau, die nicht von Sorgen bedrückt wird und sich von ihrer besten liebenswürdigsten Seite zeigen will. Hofer erfuhr, daß sie die Witwe eines Bäckermeisters war, der ihr zwei Häuser und ein gutgehendes Geschäft hinterlassen hatte. Aber sie hatte bald das Geschäft verkauft und lebte nun als sorgenlose, nicht übermäßig trauernde Witwe von den Renten des Vermögens und den Einkünften ihrer Häuser.

Hofer war nicht geblendet von ihrer Erscheinung, ebenso wie ihn ihr Vermögen völlig gleichgültig ließ. Was ging es ihn an, ob diese Frau Geld hatte oder nicht? Aber er hatte das klare Gefühl, daß es hier mehr eine Schau als ein harmloses Zusammensein galt, eine Schau, die von Frau Kiesewetter in dem Drange vieler Frauen, Heiraten zu stiften, veranstaltet worden war. Und das machte ihm Unbehagen, es tat ihm fast leid, daß er gekommen war.

Frau Erna Hartmann aber kam in desto bessere Stimmung. Sie besaß unstreitig Verstand, Witz, ein wenig Bildung und jene natürliche Heiterkeit des Gemüts, die wie ein wärmendes Flämmchen sich auf andere überträgt und die trüben Gedanken verscheucht.

So besiegte sie mit ihrem fröhlichen Lachen, mit ihrer heiteren Stimmung auch das Unbehagen Hofers; er wurde unversehens angeregt, sogar lustig; der Zauber des Ewig-Weiblichen wirkte auf seine Nerven, und im Fahrwasser einer langentbehrten angenehmen Zerstreuung unterhielt er sich so gut, daß er gar nicht merkte, wie die Zeit verrann und die Stunden verflogen, bis plötzlich Kiesewetter zum Aufbruch mahnte, da es schon spät nach Mitternacht sei und morgen den ganzen Tag Arbeit geleistet werden müsse.

Als man sich von Frau Hartmann vor ihrem Hause verabschiedete, war es festgelegt, daß Hofer am nächsten Sonntag ihr Kaffeegast sein würde. Er hatte in seiner angeregten Stimmung die freundliche Einladung der Frau Hartmann glatt und gerne angenommen. — —

Still und in trübem Licht lagen die Straßen.

Und als er schon in der Nähe seiner Wohnung war, blieb er plötzlich stehen wie ein Mensch, der sich auf etwas besinnt, was er vergessen hatte, und ein Zug von Unmut und Ärger glitt über sein Gesicht.

„Was hat denn diese Kaffeevisite für einen Zweck?" brummte er, „es gibt ja dann doch nur Unannehmlichkeiten."

Und mit verärgertem Gesicht, in schlechter Laune, schritt er seiner Wohnung zu.

Vor seinem Geiste stand wieder Else . . . Else, die ihn in der Not allein gelassen hatte . . .

(Fortsetzung folgt.)

Napoules Ende.

Von Karl Heinz Kubach.

(Nachdruck verboten.)

Napoule war ein ganz simpler Kanzleischreiber im Ministerium. Er saß dort schon eine Ewigkeit im Unterstock in seiner muffigen Stube. Er schrieb schon jahrelang Aktendeckel in Schnörkelschrift, machte Konzepte von Viehzählungsprotokollen, und wenn der dicke Kanzleivorstand guter Laune war, so durfte er auch Bestellungsdekrete schreiben, mit riesenhaften Anfangsbuchstaben. Das trieb er jetzt so an die dreißig Jahre, von morgens acht bis abends fünf mit zwei Stunden Mittagspause. Napoule grübelte bei seinem Pensum, und daß er bei einer so langen Grübelei noch nicht verblödet war, verdankte er dem jahrelang eingeprägten Unterordnungstrieb. Napoule war Dienersohn. War nach einer unfrohen Jugend zu einer freudlosen Jünglingszeit verurteilt worden. Die Sorge um Brot hatte alle heiß brennenden Jünglingsgedanken derb gedämpft.

Napoule hatte schon immer die Gewohnheit, auf dem Wege vom Bureau nach seiner Dachwohnung den Tag noch einmal in Gedanken zu verfolgen, und hinter seiner Stirn bildeten sich da oft die kuriosesten Ideen. Kam der Herbst, und Napoule sah das leidvolle Sterben um sich, da wurden diese Gedanken wilder und strömten siedender zum Gehirn. Er verspürte die nutzlos verflossene Zeit, merkte, daß er wieder ein Jahr älter geworden. Im Anfange, als er noch jünger war, hatte er sich getröstet auf das nächste Jahr, hatte mit Freuden weiter auf etwas gehofft, das nicht kommen wollte. Doch als die Zeit verrann, und Napoule immer mehr verbitterte, da ward er bitter. Die Gedanken wurden verwirrter und Napoule wunderlicher. „Er spinnt", sagten die Hausbewohner und lachten über ihn. Napoules Bitterkeit gärte eine Zeit und wurde zum Haß. Zum Haß auf die Jugend, zum Haß auf die Menschheit, die ihn nicht beachtete. Die Hoffnung auf ein Wunder gab er auf. Nur eine fixe Idee blieb hängen. Er wollte die Menschheit auf sich lenken, wollte ihre Aufmerksamkeit erregen, wollte heraus aus seiner Versenkung. Doch nun fehlte ihm die Kraft. Er konnte nicht mehr, war ein alter Mann, wunderlich und schwach. Da schwoll sein Haß zu wilder Wut. Er ertappte sich, wie er erwog, den ersten besten von der Straße zu würgen, damit man ihn festsetze und seinen Namen vor die Öffentlichkeit zerrte. Auch diese Zeit ging vorüber, und über ihn kam eine stille Resignation. Er wurde läppisch und kindlich, so daß sein Vorstand drum einkam, ihn pensionieren zu lassen.

Am Morgen hatte er nun sein Pensionierungsdekret bekommen. Stillschweigend war er aufgestanden, hatte gewissenhaft die Feder ausgeputzt und war gegangen. Den ganzen Tag trieb er sich in den Anlagen herum mit knurrendem Magen. Nach Hause mochte er nicht. In den vier Wänden wäre er verrückt geworden. Der Hunger wühlte in seinen Därmen, er achtete nicht darauf. Er hatte nur ein unbestimmtes Gefühl, daß etwas geschehen müßte. So geriet er in die Seitenanlage der Hauptpromenade. Dort stand er still und blickte auf die belebte Straße.

Er zögerte, griff an das kalte Gartengeländer und sah zu dem Treiben hinüber. Achtlos gingen die Menschen an ihm vorbei. Junge Burschen mit ihren Mädels strichen rasch durch die Anlage und verschwanden im Park. Sie ließen Napoule stehen. Die Autos glitten schnell vorüber, und die großen elektrischen Vorortsbahnwagen schoben sich rasch über den Platz. Vom Kaffee Tivoli klang gedämpfte Streichmusik. Da ward dem alten Napoule noch einmal seine Einsamkeit ganz fürchterlich offenbar. Sein jahrelang zurückgedrängtes Empfinden machte sich gewaltsam frei, und laut stöhnte er in die Luft. Ein paar Fabrikburschen blieben stehen, lachten und machten Witze über den betrunkenen Alten. Der zog seinen dünnen Rock dichter über die magere Brust und drückte den glänzenden Hut fester. Sein Geist arbeitete sinnlos und wirr. Wie ein Kind weinte Napoule. Die schmalen Lippen waren weiß und die Augen fieberten hell. Einmal nur wissen, jetzt denken die Menschen an dich, ein einzigmal nur alles auf sich lenken. Dieser Gedanke hatte Napoule erfaßt, umklammerte seinen Sinn und zwang ihn hemmungslos zu den blanken Schienen. Ringsum trieb das Leben. Niemand achtete auf den Alten mit dem eingefallenen Gesicht, der sich über den Fahrdamm drückte.

Im scharfen Schwung durchschnitt der hohe Führerwagen der Ringbahn die Luft. Der Führer hielt die Kurbel fest und schaute auf das Schienenband. Da, zwei Griffe, seine Augen wurden erschreckend weit, ein scharfes Zischen der Luftdruckbremse — ein ganz klein wenig Rumpeln. Mit jähem Ruck hielt der Zug. Ein gellender Aufschrei, dichter Menschenauflauf, bleiche Gesichter, dumpfes Fragen. Napoule hatte seinen Zweck erfüllt. Jäh war er vom Fußsteig unter den Wagen gesprungen, sein Ohr hatte noch den entsetzten Aufschrei vernommen, und während ein riesengroßer Schatten über ihn glitt, ein gräßlicher Stich ihn von den Füßen aus durchfuhr, und der gequetschte Brustkorb keinen Atem mehr gab, ward Napoule selig. —

Die Bahn rückte zurück. Vor den gierigen Augen der Menschen zog man Napoule hervor. Ein Häufchen Elend. Das Sanitätsauto verschluckte ihn, der Zug schob sich langsam über die blutigen Schienen, die Menschen verliefen sich, auf zwei Stunden mit Gesprächsstoff versehen.

Napoules Körper wurde seziert und im einfachen Sarg begraben. Erst nachdem man monatelang später auf der Rentenkasse feststellte, daß der Pensionär Napoule noch kein Geld abgehoben hatte, wurde man aufmerksam, schickte nach seiner Wohnung und erfuhr dann, daß die Akten des Kanzleidiätars Napoule geschlossen werden konnten.

Die letzten roten Astern.

Skizze von J. Korns.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Wenn sie wiedergekommen wäre, wer weiß, was er getan hätte! — aber sie kam nicht, und er sah sie nie mehr wieder, hörte auch in all der Zeit nichts von ihr, bis der Brief angelangt war, in dem die Frau schrieb, daß Traud gestorben sei! Hatte er sie nicht fast schon vergessen gehabt? Da war er sogleich abgereist, denn er wußte, daß sie niemand hatte, der sich um sie kümmern würde.

In der kleinen Stube hatte er gestanden, wo sie all die Jahre gelebt hatte, er reichte mit dem Kopfe fast an die Decke. Auf einer Kommode standen noch die halbherabgebrannten Wachskerzen, die beiden kleinen Fenster waren weit geöffnet.

„Sie ist heute begraben worden!" hatte die alte Frau, ihre Hauswirtin, schluchzend erzählt, „wir haben ein bißchen Geld in der Lade gefunden, dafür hat sie einen ganz schönen Platz da draußen bekommen."

„Woran ist sie denn gestorben?" fragte er leise, — es schnürte ihm etwas die Kehle zu.

„Ach!" sagte die Frau, „das ging so langsam weiter, von Tag zu Tag wurde sie schwächer, — das Herz, Herr! das Herz wollte nicht mehr! Der Doktor meinte, sie hätte den Willen nicht zum Leben gehabt, — 's mag wohl so gewesen sein. Zuletzt, als sie zu schwach war, um zu lesen, da hat sie das Buch da von Ihnen — sie sagte, Sie hätten es selbst gemacht — und wo Ihr Bild drin ist, immer noch in der Hand gehalten. Sie gab mir Ihre Adresse, damit ich schreiben könnte, wenn's mit ihr zu Ende sei, und dann sagte sie immer was von „roten Astern", die Sie ihr bringen sollten, aber da hatte das arme Ding schon keinen klaren Kopf mehr. Und dann, mit einemmal, war's aus!"

„Aus!"

Er starrte um sich, — der Friedhof lag still und verlassen da, die Leute waren alle längst nach Hause gegangen, und auch der „große Mann" erhob sich. Er reckte und dehnte sich, denn er war ganz steif geworden von dem ungewohnten Knien, und es regnete noch immer, sein Fuß trat in tiefe Lachen.

Er beugte sich zu dem verkümmerten Rosenstock nieder und knickte seine einzige Blüte ab, die er zwischen die Blätter seines Taschenbuches legte.

Nun lag das Grab ganz schmucklos da, — daran dachte er nicht!

Er dachte auch nicht daran, daß er nun doch die roten Astern vergessen hatte mitzubringen. Mit einem letzten Blick umfaßte er noch einmal das armselige Grab, dann ging er fort.

In dem kleinen Häuschen — der Totengräber war noch derselbe — hinterließ er eine bedeutende Summe, damit das Grab immer gut instand gehalten werden könnte. Von da ging er zur Bahn, wo er ein Glas Glühwein trank — der „große Mann" hatte sich erkältet!

Da lag nun das armselige, ungeschmückte Grab ganz verlassen da — arme, arme Traud! Niemand brachte sie dir, — die „letzten roten Astern!"